

(Nachdruck verboten.)

20]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas hatte sich zu Suzanne an den Tisch gesetzt, und sie plauderten geschwätzerlich in der warmen Luft des herrlichen Septembertags, so vertieft in ihre gemeinsamen Erinnerungen, daß sie nicht einmal Boisgeline sahen, der die Freitreppe herab und auf sie zukam. Boisgeline, in eleganter leichter Zoppe und das Monocle im Auge, war ein großer, hübscher, auf seine Außenseite eifer Mann, der sich sehr aufrecht hielt; er hatte graue Augen, eine kräftige Nase, gewickelten Schnurrbart und trug seine gewellten braunen Haare gegen die schmale Stirn gefämmt, die schon einen Ankaß von Kahlheit zeigte.

„Guten Morgen, mein lieber Froment!“ sagte er in seinem affektiert schnarrenden Ton. „Sehr erfreut, daß Sie unser Gast sein wollen.“

Nach einem kurzen kräftigen Händedruck wendete er sich sogleich an seine Frau:

„Sage, liebes Kind, Du hast doch Auftrag gegeben, daß die Victoria zu den Delaveau hingefendet wird?“

Suzanne war der Antwort enthoben, denn eben fuhr die Victoria durch die Alleenallee herein, und das Ehepaar Delaveau erstieg ihr bei dem Steintisch. Delaveau war ein kleiner, untersehter Mann mit einem massigen Bulldoggkopfe, mit vorstehenden Kiefern, einer Stumpfnase, großen, hervorquellenden Augen, lebhaft gefärbten Wangen, die zur Hälfte von einem dichten schwarzen Bart bedeckt waren; sein Wesen hatte etwas Militärisches, Strenges und Befehlshaberisches. Seine Frau Fernande bildete einen entzückenden Gegensatz zu ihm, eine Brünette mit blauen Augen, von großer, schlanker Gestalt, mit herrlicher Brust und tadellosen Schultern. Sie hatten dichtere und schwärzere Haare ein reineres und weißeres Gesicht umrahmt, mit so strahlenden, liebeheißigen Augen, einem so kleinen, blühenden Mund, aus welchem die ebenmäßigen, blendenden Zähne herausleuchteten, die aussahen, als ob sie Kiesel beißen könnten. Sie war besonders stolz auf die feine Form ihrer Füße, denn sie fand darin das unwiderlegliche Zeugnis für ihre fürstliche Abstammung.

Nach ihr entstieg dem Wagen ein Dienstmädchen, welches ihr Töchterchen Nise auf den Armen trug, ein Kind von drei Jahren, ebenso blond als sie schwarz war, mit wirren Locken, himmelblauen Augen und einem rosigen Munde, der immer lachte und dabei Grübchen in die Wangen zeichnete.

„Sie verzeihen, nicht wahr, liebe Suzanne, ich habe von Ihrer Erlaubnis Gebrauch gemacht und meine Nise mitgebracht.“

„Daran haben Sie sehr recht getan,“ erwiderte Suzanne. „Wie ich Ihnen schon sagte, werden wir ein Kindertischchen aufstellen.“

Die beiden Frauen schienen Freundinnen zu sein. Suzanne zuckte kaum merklich mit den Augenlidern, als sie sah, wie eifrig Boisgeline um Fernande bemüht war, die übrigens mit ihm zu schwollen schien, denn sie behandelte ihn in der kalten Weise, die sie stets annahm, wenn er versuchte, einer ihrer Launen zu widerstreben. Sichtlich verstimmt gesellte er sich Lucas und Delaveau zu, die sich seit dem letzten Frühjahr kannten und einander die Hände schüttelten. Der Direktor der Werke schien jedoch von der unerwarteten Anwesenheit des jungen Manns in Beauclair einigermaßen betroffen.

„Wie, Sie seit gestern hier?“ sagte er. „Natürlich haben Sie Jordan nicht angetroffen, da er durch eine Depesche nach Cannes berufen worden ist. Ich weiß das zufällig, aber ich wußte nicht, daß er Sie hergebeten hat. Ja, er ist nun in arger Verlegenheit mit seinem Hochofen!“

Lucas war erstaunt über die Unruhe, die dem andern so deutlich anzumerken war, daß er auf dem Punkte schien, zu fragen, warum Jordan ihn nach der Erbacherie berufen habe. Er verstand den Grund dieser Unruhe nicht, und erwiderte aufs Geratewohl:

„In Verlegenheit, glauben Sie? Es geht ja alles vorzüglich.“

Delaveau wechselte jedoch vorsichtigerweise alsbald das Gesprächsthema, indem er Boisgeline, den er dachte, mitteilte, daß China eine Partie fehlerhafter Geschosse gekauft habe, die schon zum Wiedereinschmelzen bestimmt gewesen waren. Dann entstand eine neue Ablenkung, als Lucas, der die Kinder ungemein liebte, zu seiner großen Erheiterung bemerkte, wie Paul galant seine Blumen Nise, seiner Herzensfreundin, anbot. Was für ein reizendes Kind, diese Nise, wie ein Sonnenstrahl, so blond war sie! Und wie war sie nur so geworden, als Kind eines Vaters und einer Mutter, die beide so schwarz waren? Fernande, die Lucas bei der Vorstellung mit scharfem Blick sondiert hatte, um zu erkennen, ob da ein Freund oder ein Feind aufgetaucht sei, liebte es, daß man ihr diese Frage stellte, auf welche sie stolz mit einer ziemlich unerblickten Erwähnung des Großvaters, des berühmten russischen Fürsten, antwortete:

„Ein schöner, blonder Mann mit weißem Teint. Ich bin sicher, daß Nise sein Ebenbild wird.“

Aber Boisgeline fand nun, daß es nicht guter Ton sei, seine Gäste so unter einer Eiche zu empfangen, was sich bloß für auf dem Lande wohnende Kleinstädter gezieme. Und als nun alle, seiner Einladung folgend, sich anschlössen, in den Salon zu gehen, erfolgte eine Begegnung: Monsieur Jérôme erschien in seinem Kollwagen, den ein Diener vor sich herschob. Der Greis hatte verlangt, daß man ihn sein Leben vollkommen abgefordert führen lasse, in Bezug auf seine Mahlzeiten sowohl, wie auf seine Spazierfahrten, sein Aufstehen und Schlafengehen. Er aß ganz allein, er wollte nicht, daß man sich irgendwie mit ihm befaße, und es hatte sich sogar die Regel herausgebildet, daß niemals jemand das Wort an ihn richtete. Alle begnügten sich daher, ihn schweigend zu grüßen, und nur Suzanne folgte ihm liebevoll mit den Augen, ein Lächeln auf den Lippen. Monsieur Jérôme, der im Begriff war, eine seiner langen Spazierfahrten anzutreten, auf denen er oft den ganzen Nachmittag fortblieb, hatte sie alle starr angesehen, als ein Vergessener, der Welt nicht mehr Angehöriger, der keinen Gruß mehr erwiderte. Und Lucas wurde wieder von einem peinlichen Gefühl, von beängstigendem Zweifel ergriffen unter der kalten Klarheit dieses Blicks.

Der Salon war ein weites, prächtiges Gemach, mit rotem Brokat ausgeschlagen und reich im Stile Ludwigs XIV. möbliert. Alsbald kamen auch neue Gäste an: der Unterpräfekt Châtelard mit dem Bürgermeister Sourier, dessen Frau Leonore und deren Sohn Achille. Châtelard, ein hierher verschlagener Pariser, war ein noch schöner Mann von vierzig Jahren, schl, mit gebogener Nase, feinem Munde und großen und glänzenden Augen hinter Augengläsern; nachdem er dem Pariser Leben seine Haare und seinen Magen geopfert, hatte er sich durch einen guten Freund, der plötzlich und unversehens Minister geworden war, die Unterpräfektur von Beauclair als Altenteil verleihen lassen. Ohne Ehrgeiz, mit angegriffener Leber und einem lebhaften Bedürfnis nach Ruhe, hatte er das Glück gehabt, hier die schöne Madame Sourier zu finden, die ihn für immer in Beauclair festzuhalten schien, in einem wolkenlosen Verhältnis, das von seinen Unterthanen mit wohlwollenden Blicken betrachtet und, wie es hieß, selbst von dem Gemahl, der andre Freuden suchte, willig geduldet wurde. Leonore, eine noch schöne, blonde Frau von achtunddreißig Jahren, mit starken, regelmäßigen Zügen, huldigte einer großen Frömmigkeit und trug stets ein kaltes und sittenstrenges Wesen zur Schau, hinter welchem, wie manche Eingeweihten sich zulüsternten, eine nie erlöschende Glut profaner Begierden brannte. Sourier selbst, ein dicker, gewöhnlich ausschender Mensch mit einem Fettnacken und rotem Vollmondgesicht, schien jedoch davon keine Ahnung zu haben, denn er sprach von seiner Frau mit nachlässigem Lächeln und zog ihr die Arbeiterinnen seines Etablissements vor, einer bedeutenden Schuhfabrik, die er von seinem Vater geerbt und in der er selbst ein Vermögen gewonnen hatte. Das Ehepaar hatte seit fünfzehn Jahren getrennte Schlafzimmer, und das einzige Band, das noch zwischen ihnen bestand, war ihr Sohn Achille, ein junger Mann von achtzehn Jahren, der die regelmäßigen Züge und die schönen Augen seiner Mutter, aber schwarze statt ihrer blonden Haare hatte, und der eine Geistesfreiheit und Unabhängigkeit zeigte, die seine Eltern außer Fassung brachte

und sie empörte. Die schöne Leonore hatte zwar nie den Fuß in die Schuhfabrik ihres Manns gesetzt, aber sie lebten vor der Welt in vollkommenstem Einvernehmen, und besonders seit Châtelard das Haus betreten hatte, herrschte hier ein ungetrübbtes Glück, das die Leute einander als Beispiel anführten. Der Unterpräfekt und der Bürgermeister waren unzertrennliche Freunde, die Verwaltung wurde dadurch wesentlich erleichtert, die ganze Stadt pries das segensreiche Verhältnis.

Bald trafen weitere Gäste ein: der Gerichtspräsident Gaume mit seiner Tochter Lucile und ihrem Verlobten, dem Hauptmann a. D. Zolliwet. Gaume, ein Mann von etwa fünfundsiebzig Jahren mit einem langen Gesicht, hoher Stirn und fleischigen Kinn, schien in dem abgeschiedenen Winkel Beauclair Verborgenheit und Vergessenheit zu suchen, seitdem ein schreckliches häusliches Drama sein Leben zerstört hatte. Eines Abends hatte seine Frau, die von einem Geliebten verlassen worden war, sich vor seinen Augen getötet, nachdem sie ihm ihre Schuld bekant hatte. Unter seiner kalten und strengen Außenseite barg er die unheilbare, fressende Wunde, die dieser Vorfall ihm geschlagen hatte, und er litt nun auch noch durch seine Tochter, die er zärtlich liebte und die, je älter sie wurde, desto mehr Nehmlichkeit mit ihrer Mutter zeigte. Klein, fein und zierlich, mit liebedurstigen, unheilkundenden Augen unter ihrem goldbraunen Haar, erinnerte ihn Lucile an die Schande seiner Frau und erfüllte ihn mit solcher Angst, daß sie neue Schande über ihn bringen könnte, daß er sie, als sie zwanzig Jahre zählte, mit dem Hauptmann Zolliwet verlobt hatte, obgleich die Trennung von ihr bittere Einsamkeit für ihn bedeutete. Zolliwet selbst, ziemlich verlobt mit fünfundsiebzig Jahren, war gleichwohl ein hübscher Mann, mit edler Stirn und kühnem Schnurrbart, der durch von Madagaskar heimgebrachtes Wechselfieber gezwungen worden war, den Dienst zu quittieren. Er hatte vor kurzem eine Rente von zwölftausend Frank geerbt, und hatte sich entschlossen, sich in Beauclair, seiner Heimat, niederzulassen und Lucile zu heiraten, deren sehnsüchtig-weiße Turteltaubenart ihn um den Verstand gebracht hatte. Gaume, der kein Vermögen besaß und sehr bescheiden von seinem Richtergehälte lebte, konnte eine solche Partie nicht ausschlagen. Aber sein geheimer Kummer schien dadurch gewachsen; er zeigte sich unbeugsamer als je in der Anwendung des Gesetzes, bekundete in seinen Urteilsbegründungen die strengste Anschauung, machte unachtsam von den Repressionsmitteln der Justiz Gebrauch. Manche behaupteten, daß sich hinter diesem eisernen Richter ein Besiegter des Lebens, ein verzweifelter Pessimist berge, der an allem zweifle, und besonders an der menschlichen Gerechtigkeit. Welche Seelqual mußte dann dieser Mann erdulden, der eben im Namen dieser Gerechtigkeit Urteile sprach, und der sich fragen mußte, ob er ein Recht habe, die unglücklichen Gefallenen, die traurigen Opfer der Verbrechen aller zu verdammen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

41)

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Durfte Bohrmann dazu schweigen, daß dieser Doktor Gantinger schamlos in dem Werke seiner reinen Begeisterung wühlte und es prostituierte. . . jawohl, prostituierte nach dem vergifteten Geschmack der Jetztzeit? Hatte er sich wirklich für den elenden Mammon verkauft? Damals in Ostende, als er, der Lehrer Bohrmann, für eine Orgie von drei Stunden mehr als die Einnahme von drei Monaten verschwendete! Mußte er seine Dichtung so verstümmeln lassen? Oder war er am Ende so treulos gegen sich selbst, daß er seine Schöpfung geringer achtete, als die Eitelkeit der Aufführung. Er wußte niemand als Fräulein Raymond, um ihm diese Frage zu beantworten.

Und durfte er sich dabei beruhigen, daß die arglose Gilde den ehebrecherischen Kuß verzieh, dessen Zeugin sie geworden war? Daß Gilde die Lügen Maschas glaubte? Jawohl, die Lügen Maschas. Und so kehrte er zu der ersten Frage zurück.

War Mascha ihm noch ein hehres Weib?

Die Nacht der furchtbaren Fragen ging vorüber. Gilde schien vortrefflich geschlafen zu haben. Sie war vergnügt

und von dem Austritt in Maschas Boudoir war nicht mehr die Rede.

Wenn Bohrmann nur gewußt hätte, was in der Seele seiner Frau eigentlich vorging! Verzieh sie ihm ehrlich? Glaubte sie wirklich das Unglaubliche?

Wenn Bohrmann gewußt hätte!

Beinahe täglich besuchte Gilde mit dem Direktor irgend ein Theater. Er brachte nicht nur die Billets, er hielt sie auch sonst frei, in den Zwischenakten und einmal auch nach dem Theater. Sie fühlten sich beide so durch und durch behaglich, sie ohne den Schulmeister und seine ewige Verbunderung, er an der Seite einer Frau, die für ihn dachte und eigentlich immer mit ihm zufrieden war.

Schon seit Wochen bemühte sich Gilde, dem Direktor die Ueberzeugung beizubringen, daß er viel zu wenig aus sich mache. Er habe doch 'mal die Konzeption. Wenn er nur das dumme Trinken sein ließ, so wäre er doch ein großes Tier, so einer, wo man hört und liebt, daß der Direktor im Frack einen Prinzen empfangen und dann einen Orden empfangen habe. Einen Orden, nicht eine kleine Auszeichnung so wie ein Schutzmann, nein, richtig wie ein Polizeilieutenant.

Einer von den Schutzleuten bei Klunzes habe sie stark puffiert — hatte Gilde vor kurzem erzählt — und sie habe wirklich dann gedacht, sich von Bohrmann scheiden zu lassen. Denn ein Schutzmann sei doch 'mal was andres. Im ganzen Revier hat man ein Ansehen als Schutzmannsrau, immer was Neues, und gerade daß es Nebeneinnahmen seien, habe ihr gefallen. Nicht immer so regelmäßig wie die verdammte Schulmeistererei.

Konrad litt schwer unter solchen Reden. Denn erstens war er des Lehrers Busenfreund und zweitens hatte Gilde es ihm doch angethan. Das wußte sie ja. Warum ihn so kränken?

Gilde hatte gelacht. Theaterdirektor wäre ihr gewiß lieber. Konrad sei aber zu vornehm für sie. Und dann . . . nur nicht wieder einen Waschlappen.

Unter Gildes Einfluß hatte Konrad bei Neumann bessere Bedingungen verlangt, hatte er Gildes Einladung bei Mascha durchgesetzt und hatte an die Möglichkeit zu denken angefangen, selbst einmal ein Theater zu leiten. Gilde hatte ja recht. Trinken war dumm. Wenn man nicht unglücklich ist, ist Trinken dumm. Und Konrad war jetzt nicht unglücklich, wenn ihm nicht gerade die Gewissensbisse wegen Johannes zusetzten.

Erst am Tage vor Maschas Gesellschaft hatte er Gilde wieder einmal gefragt, ob es ihr mit der Scheidung ernst wäre und wie sie auf einen so kühnen Gedanken gekommen sei.

Kommen? hatte Gilde zurückgefragt. Man wolle doch immer heraus, wenn man irgendwo eingeschlossen sei. Aber freilich, die schamlose Person, die Mascha, habe ihr 'mal was vorerzählt von der vornehmen Welt, wie da überall jede Weibsperson ein paar Männer an der Hand habe, und jeder Mann ein paar Weibspersonen. Das habe sie sich gut gemerkt. Nur so unanständig sei sie nicht. Wie Mascha das geschildert habe, da betrüge immer jedes Frauenzimmer jedes Mannsbild und umgekehrt. Sie denke anders über die Liebe. Sie denke sich oft ein schönes Leben aus, wo sie und ein lieber Mann einander so viel Vorteil und so viel Amüsement wie nur möglich verschafften, gegenseitig, ehrlich, trenn, ohne Betrug. Da habe man was Solides. Das sei wahre Liebe.

Und so träumerisch hatte Gilde dabei den Direktor angesehen — es war auf dem Heimwege vom Ostend-Theater — daß Konrad ihr zum erstenmal mit theatralischem Feuer vorge schlagen hatte, mit ihm zusammen zu sterben oder doch auf ein Stündchen zu ihm auf die Bude zu kommen.

„Nichts da,“ hatte Gilde lachend geantwortet. „Noch einmal so was und es ist aus mit unsrer Freundschaft!“

Am Tage nach der Gesellschaft saßen sie im Garten des Belle-Alliance-Theaters.

„Wir gehen gar nicht wieder 'nein,“ sagte Gilde behaglich, „hier riecht es so schön nach Jaß. Das habe ich zu gern.“

Es war ein warmer Abend. Gilde hatte sich eine Eis-Schokolade geben lassen. Immer 'mal was andres! Konrad trank das zweite Glas Eßtes.

„Passen Sie auf, Konrad! An allen Tischen um uns 'rum, und wenn zwei vorübergehen: wir sind die einzigsten, die einander siezen. Ich versteh' niemals, was die Leute

davon haben. So dumme: du? Als ob was dran wäre an dem Geduze, heute mit dem und morgen mit dem."

"Wenn man einander aber lieb hat, Hilde meiner Träume?"

Als er sich ein drittes Glas bestellen wollte, hielt sie ihn davon zurück. Sie habe auch noch Lust auf 'nen Kuchen. Wenn sie ihm zulieb verzichte, so müsse er sich ihr zulieb bessern.

"Warum müssen wir aber durchaus zwei Mustermenschen werden?" sagte er. "Ich werde ein Engel werden, Sie werden es sehen, Hilde, zu gut werde ich sein für diese Erde, und werde sterben wie Thella im Wallenstein. Die hatte sich auch das Trinken abgewöhnt. Daran und an gebrochenem Herzen starb sie."

Hilde wollte sich ausschütten vor Lachen; Konrad sei der lustigste und lebenswürdigste Herr, der ihr jemals vorgekommen.

"Und Sie, Hilde, werden auch ein viel zu himmlisches Wesen sein, wenn Sie sich das Naschen abgewöhnt haben werden. Denn eigentlich haben Sie keinen Fehler, als daß Sie gerne naschen und vor keinem Verbrechen zurückschrecken, um naschen zu können. Wenn ich eines hätte, würde ich Ihnen die Blume bringen, himmlische Hilde."

"Mag ich sein, wie Sie wollen: unanständig bin ich nicht. Ich bin immer 'ne anständige Frau gewesen! Sehen Sie sich aber nur die Weibsbilder an, um die mir mein Bohrmann — nu passen Sie 'mal Achtung, wie gebildet ich mich ausquetschen kann — um die mir Bohrmann ver . . . nach . . . lässigt."

Sie lachte vergnügt vor sich hin.

"Die Reymond . . ."

"Hilde, Sie wissen kein Wort über meine heilige Elisabeth! Sonst werde ich ernsthaft böse!"

"Aber ich wollte ja gerade sagen, daß ich der nichts Schlechtes zutraue. Ihr nicht, aber ihm. Er ist so ein Heimglicher. Und das nenne ich unanständig. Und nun, Sie wissen ja, daß ich dazu gekommen bin, wie er die Lose gerade umgeärmelt hat. Sehen Sie, so und immer hinterher und nichts Bescheites, nichts Solides, das nenne ich unanständig. Und darum, wissen Sie, seitdem ich das mitangesehen habe, bin ich entschlossen, mich scheiden zu lassen. Und wissen Sie, wen ich dann nehme? Sie!"

"Spaß oder Ernst?"

"Ernst."

"Sie sind's kapabel. Und wissen Sie, Hilde, ich wär's auch kapabel. Trotzdem Johannes mein Freund ist . . . Hilde, nach dieser Mitteilung kann ich nicht länger trocken sitzen! Gestatten Sie mir . . ."

"Nichts da! Damit Sie mir im Rausch Ihre verdrehten Liebeserklärungen machen und nachher, wenn Sie wieder nüchtern sind, glauben, ich hätte Sie betrogen! Nichts da! So wie ich Sie kennen lernte, gefielen Sie mir gleich, ungeheuer. Wie mir noch nie ein Mann gefallen hatte. Ordentlich verliebt war ich in Sie. Und Sie sind mir auch nicht schlecht nachgestiegen. Ausreizen mußte ich. Es war ein Skandal vor Lenchen. Aber wie ich da keine Dummschichten machen ließ, so auch jetzt. Ich werde Sie mir schon ziehen!"

"Alles werden Sie. Aber das sage ich Ihnen: lassen Sie mich verdursten, so trocken auch mein Humor ein und meine Künstlerschaft, und ohne Humor und Künstlerschaft mag ich auch nicht Direktor sein, und mag ich Sie nicht zur Frau Direktor und mag ich überhaupt nicht gebessert werden. Wollen Sie meine Besserung, so lassen Sie mich nicht trocken sitzen."

"Liebster, bester Konrad! Gehorchen Sie mir. Eines Tages sitzen Sie dann im Kronprinzen-Theater groß und breit in der Direktionsloge . . ."

"Grad!"

"Und nächsten Tag steht in allen Zeitungen, Direktor Schmidt-Besébbre habe durch sein Talent . . ."

"Genie!"

"Und Lenchen wird inzwischen von Ihnen, von Ihnen ganz allein, Konrad, ausgebildet sein, ich sorge für Toiletten . . ."

"Sie?! Aus Paris! Kein Baden aus Berlin. Ich . . . und Lenchen, Ihre Schülerin, tritt dann auf, so, wissen Sie, in einem von den schweren Stücken, wo Sie so hinterher sind."

"Jungfrau! Jungfrau von Orleans! Alles habe ich da!" Er schlug sich auf Stirn und Brust. "Und da! Und behüten werde ich Ihr Kind vor den Versuchungen dieses

teuflichen Verufs, dem nicht einmal eine solche Riesennatur wie ich ganz widerstehen konnte. Sie soll eine Zierde und Leuchte sein . . ."

"Na ja."

"Nicht: na ja. Die Kinder, Frau Hilde! Die sollen nicht werden wie wir. Denn wir sind doch schlecht, was?"

"Ich nicht!" rief Hilde hochmütig. "Sie wissen ja, Konrad, ich bin immer aufrichtig. Mein Gott, Eltern habe ich nicht gehabt, von klein auf nur die Tante, und noch dazu die Gastwirtin, und das Haus immer voll Unteroffiziere. Ich leugne es ja nicht. So an die drei Jahre lang habe ich nicht viel getaugt, von Bohrmann seinem Standpunkte. Habe mir sogar von einem für die Bühne ausbilden lassen. Na, einmal auftreten und nicht wieder. Lenchen soll das anders anfangen. Ich habe dann hier in Berlin mir von einem Prinzipal viel gefallen lassen. Es war ein Ruß. Aber einen Geliebten habe ich nie gehabt! Das schwöre ich Ihnen, Konrad. Einen Geliebten, aus Amusement, so wie man sagt: fürs Herz, das habe ich niemals gehabt und das nenne ich anständig. Niemals. Warum auch? Eis-Chokolade ist mir lieber!"

"Hören Sie, Hilde, bei Lichte betrachtet sind Sie das tugendhafteste Weib unter der fleckenhaften Sonne. Prost, Frau Hilde . . . Ach so! Trocken! Ich bringe Ihnen einen im Geiste, wie ich Sie hiermit im Geiste umarme und küsse und . . ."

Hilde lachte wieder unbändig.

"So gefallen Sie mir, Direktor. Und wenn Sie so bleiben, wer weiß, eines schönen Tags komme ich zu Ihnen, mit Lenchen, und wir bleiben."

"Hilde, Hilde! Hätten sie mir bewilligt, was mir gebührt von Gott und Rechts wegen," — er klappte heimlich mit dem Glasdeckel — "so wäre ich jetzt der allerfertigste Mann. Aber ich habe Durst und darum sage ich Ihnen: Ich habe Angst vor Ihnen, Frau Hilde! . . . Und ich thu's nicht! Wenn Sie kommen, so nehme ich Sie und Lenchen bei der Hand und führe Sie wieder zu dem Johannes meiner Seele zurück. . . Ich weiß, er wird ein schafsdämliches Gesicht machen. Aber gerade darum liebe ich ihn! Hilde, Sie wären noch göttlicher als Sie sind, wenn Sie auch ein bißchen schafsmäßig wären. Wie können Sie Ihren Mann nur so unglücklich machen wollen?"

"Der unglücklich? Da kennen Sie Ihren Johannes schlecht! . . . Wenn der des Morgens zwischen seinen Schulheften und seinen andren Papieren aufwacht, höchstens an Frieden, an seinen Siegfried, denkt er dabei. Und so, als ob der ihm vom Monde heruntergefallen wäre. An mich und Lenchen . . . nicht die Bohne. Nichtig, ich bin ja mit der da verheiratet, so sieht er aus, wenn er uns zu sehen kriegt. Nicht leiden kann er uns, er weiß es nur noch nicht. Heulen wird er freilich, wenn ich fortgehe. Weil er überhaupt butterweich ist, und weil er eine Stunde lang wird vernünftig überlegen müssen. Er ist auch einer von denen, denen immer die Thränen in die Augen schießen, wenn sie nur an sich selbst denken! Nachher aber, froh wird er sein, getrommelt und gepiffen, daß er sich ganz dem Dengel „widmen“ kann, wie er es nennt, und uns los ist."

"Hilde! Sie wollen mich breitschlagen! Schon seiner Stellung wegen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

## Die zweite internationale Kunst-Ausstellung in Dresden,

deren Plakat schon allen denen, die gern schimpfen und spotten, wo ihnen das Verständnis ausgeht, Stoff zu albernem Wigen am Stammtisch gegeben hat, wurde am 20. April in der herkömmlichen Weise eröffnet.

Soweit man nach dem ersten Rundgange urteilen kann: die Ausstellung ist als solche vorzüglich! Man hat in Dresden schon seit Jahren mit dem widerwärtigen Prinzip der großen Bilderjahrmärkte gebrochen; der Beschauer wird nicht mehr durch die Ueberfülle des Gebotenen, wo natürlich das Gute in einem Meer von minderwertigem Buzt versteckt ist, verwirrt und betäubt. Die Kunstwerke werden in mäßiger Anzahl und möglichst guter Auswahl in kleinen intimen Räumen, in sorgfältig abgestimmter Umgebung, aufgestellt. Die glückliche Lösung dieser Aufgaben ist in erster Linie

mit dem geschmackvollen und energischen Organisator Gotthard Kuhl zu verdanken.

Was Kuhl für die Malerei, hat der geniale Dresdener Architekt Kreis in der Umwandlung der großen Haupthalle in einen stimmungsvollen Raum zur Aufstellung der plastischen Kunstwerke gleich hervorragend geleistet. Diese Abteilung mit ihrem wunderbaren „Denkmal für die Toten auf dem Friedhofe Père Lachaise zu Paris“ ist der geistige Mittel- und Schwerpunkt der ganzen Ausstellung. Die Dresdener müssen allen denen, welche die Ausstellung und den Ankauf des Abgusses von Bartholomäus Schöpfungs, des größten Werks der modernen französischen Plastik, ermöglichen, zu großem Danke verpflichtet sein. In dem kleinen Saal hinter der Haupthalle haben die mächtigen und ergreifenden plastischen Werke Konstantin Meuniers Aufstellung gefunden. Hier finden wir auch eine Anzahl der hochinteressanten Arbeiten des vielumstrittenen französischen Plastikers Rodin.

Zunächst nicht ganz so hervorragend wie die Plastik, scheint die Malerei vertreten zu sein.

Von München bekommt man trotz Urbans wundervollem „Eintagsflügel“ und manchen andern feinen Arbeiten doch kein der Bedeutung dieser Kunststadt entsprechendes Bild. Die süddeutsche Malerei ist durch Kaldreuth und Grothe (Stuttgart), durch Lutz (Karlsruhe) vorzüglich vertreten. Von Berliner Künstlern heben wir Leistikow und Ludwig v. Hofmann als zunächst stärkste Eindrücke hervor. Dresden mit seinen vier Sälen macht leider einen recht flauen Eindruck. Hier könnte das oben gerühmte Prinzip noch bedeutend strenger gehandhabt sein. Die vorhandenen guten und, allerdings zum kleinen Teil, vorzüglichen Werke werden durch die Menge des Kunstvereins-Durchschnitts erdrückt.

In der Abteilung links vom Haupteingange, die in ihrer architektonischen Ausgestaltung von der verflochtenen Bau-Ausstellung herübergenommen wurde, finden wir eine Reihe interessanter ausländischer Werke. Da ist mit glänzenden Werken der Spanier Gulaga. William Straung mit seinen wundervollen Bildern „Toilette“ und „Meeresufer“ und Walter Crane mit seinem Gemälde „Das Schicksal der Persephone“ vertretet England würdig. Hier, in den linken Seitensälen befindet sich auch die von Kuhl arrangierte internationale Bildnisausstellung, die zu interessanten Vergleichen zwischen den mit ausgestellten alten Meistern und den besten modernen Arbeiten Gelegenheit bietet. Die ganz prächtige Dach-Decke von Seffner und der eigenartige Sitz von Klingner haben hier Aufstellung gefunden.

In den kleinen Sälen rechts der Haupthalle hat der Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts, Lohse, die graphische Abteilung mit viel Geschick zusammengestellt. Die vorzüglich zur Geltung gebrachten Radierungen Whistlers (London) geben dankenswerte Gelegenheit, sich mit dem Schaffen dieses interessanten Graphikers auseinanderzusetzen. Auch hier macht Dresden keinen hervorragenden Eindruck. Der leider nicht genügend vertretene, hochbegabte Otto Fischer scheint der einzige zu sein, der der Menge der vorzüglichen graphischen Leistungen aus München, Karlsruhe, Stuttgart, England, Frankreich usw. Gleichwertiges entgegenzusetzen hat.

Hoch erfreulich ist wiederum die Abteilung Kunstgewerbe unter Leitung von Karl Groß und Gutzmann. Auch auf diesem Gebiet ist ja Dresden in seinen Ausstellungen bahnbrechend gewesen. In dieser, in den Seitensälen links der Haupthalle untergebrachten Abteilung, fällt besonders Raum XV Wohn- und Speisezimmer von G. Schaudt (Dresden) angenehm auf. Ueberhaupt scheint aus Dresden auf dem Gebiete der angewandten Kunst relativ besser vertreten zu sein, als in Plastik, Malerei und Graphik. In Saal 13 finden wir auch die von dem hochverdienten Direktor der Igl. Stulpturensammlung Georg Treu geleitete Ausstellung des vorstehenden eigenartigen französischen Plastikers und Keramikers Carriès.

Viele faule Witze konnte man schon in Raum 19 hören. Hier sind moderne Kostüme nach Entwürfen von Fischer, Gutzmann und Groß ausgestellt, deren Beurteilung, so lange sie nicht auf dem lebendigen Körper sitzen, schwer ist.

Wenn die Ausstellungsleitung sich entschließen könnte, rechtzeitig die hohen Eintrittspreise für die arbeitende Bevölkerung zu erniedrigen — nicht, wie vor zwei Jahren, ganz am Ende ein paar „billige Sonntage“ einzurichten — so würde sie sich damit den Dank der noch unverdorbenen und aufnahmewilligsten Schichten verdienen und ihr Teil zu der auch in Dresden eifrig angestrebten ästhetischen Erziehung der Nation beitragen. —

Walter Hofmann.

### Kleines Feuilleton.

dg. Die Römerschanze. Mit goldenen Fingern klopft die Sonne ans Fenster. Wie lange willst du noch sitzen in dumpfen Räumen? Hinans — hinaus! — Wohin wollen wir wandern?

Nach der Römerschanze.

Drückt dich der Schuh? Wirst du müde vom weiten Weg? Kriech in den Winkel und schlafe weiter im Winter Schlaf, nur wer Schritt halten kann, kommt mit. Bis Baumsee mit der Bahn, an

blauen Wäffern und weißen Willen vorbei bis zum Forsthaus, dann rechts waldein.

Märkische Heide. Hoch und stumm stehen Kiefern, hügelan, hügelan der Boden weich, wie der weichste Sammt. Wie ein schwellender Teppich breiten sich Gras und Moos. In den Wipfeln singen die Meisen, Schwärme von Meisen, Kohlmeisen, Lammmeisen, die kleine zierliche Blauweisse hängt kopfunter am Ast und sträubt das blaue Nützgen. Jetzt hat sie den Eindringling gesehen und schwirrt davon, nur von fernem Klingt noch ihr Gezeter: Natatä! —

Durch grüne Zweige blüht die Habel auf, ein Stüd noch an ihrem Ufern entlang, Sacrow steigt auf: „Fährmann, hol über!“ Mit flinken Ruderschlägen gleitet der Rachen über die Flut.

Und nun geht es weiter, an grünen Wiesen vorbei, durch dunkle Parkwege, unter den Zweigen hinterjähriger Linden und Platanen hin. Aus Strauch und Buschwerk schlängelt sich blauer Rauch, niedere Hütten bilden eine Gasse, über die Wände aus Lehm und Fachwerk legt sich das Rohrdach, stolz prangt am Siebel Wobans Zeichen, der holzgeschnittene Pferdekopf.

Das ist Sacrow, das alte Wendendorf. Es liegt, wie der Forscher seinen Namen deutet: „Unter Wäffchen versteckt.“

Und hinter Sacrows der blaue See. Wie ein Kärker unter Smaragden schmiegt er sich in den grünen Walderkranz. Nimm den Gut vom Haupt, einsamer Wanderer, aus diesen Wässern stieg die lieblichste Gestalt deutscher Märchenpoesie, von diesen Ufern holte sich Fontäne die Idee zur „Aubine“.

Der Park verliert sich in wilden Forst. Aber da mit einemmal, was hemmt Du den Fuß? Zwischen dunklen Tannen niedere Hängel. Aus Heidegestrüpp leuchten weiße Leichensteine. Das ist der Kirchhof von Sacrow, der Baldkirchhof, nur eine lebende Heide trennt ihn vom Heidefeld, Waldbögel wiegen sich in seinen Bäumen, zwischen den stolzen Gartenblüten, mit denen Liebe die Gräber schmückt, wuchert das Heidekraut. Wie sie gelebt, so schlafen die Bauern von Sacrow auch noch im Tode: „Unter Wäffchen versteckt.“

Und nun kommt der Wald, der „Königswald“! — Nichts Königliches hat er an sich. Rein. Wie ein Nebel sieht er da, hoch, stolz und led. Geblieben ist er, was er immer war, Kruwald, wilder, troziger, freier Wald. Kieppig schließt Unterholz zwischen den Stämmen der Föhren auf, grüne Gerdinen spinnert der wilde Hopfen von Ast zu Ast. Hin und wieder zerfahrene Holzwege, sonst alles Wald, nichts als Wald. Keine Chauffeen giebt es hier und keine Wirtschaftshäuser, nur Büdins rundum, nichts sonst. Und mitten in der Wildnis die Römerschanze.

Ein mächtiger, hochaufragender, kreisrunder Wall. Steil wachsen die Wände auf aus Sumpf und Moor, steil fallen sie nach der Havel ab. Auf schmalen Pfaden, wie nur das Wild sie tritt, geht es hinaus, und nun sind wir oben, und nun gehen wir rund immer rundum. Wer hat die Hängelwände geschichtet? Wer grub die Rundung in der Mitte, die sich ausbreitet wie ein gekrümmter Saal? Hat die Sage recht? Hat sie „der Römer einst gebaut und ihr den Ruhm, den Stolz, die Trauer, der Gräber Urnen auvertraut“?

Woderten hier in heiligen Nächten die Flammen wendischer Opferfeuer?

Bargen die Gläubigen Zerwehogs hinter diesen Wällen Weib und Kind vor der „christlichen Liebe“ deutscher Eroberer?

Der Wald raucht, aber Antwort giebt er nicht. Und auch die Erde schweigt. So oft des Forschers Spaten sie durchdrang, kein Fund verriet, wer hier gehaucht.

Aber gut sein ist es hier in dieser tiefen Einsamkeit. Kein Lant der Welt stört die Stille, nur die wilden Tauben girren im Holz, und unten am Gange hämmert der Specht. Tiefblau leuchtet die Havel herauf, der Jungfersee, die schweigende Krenpmitz. Nur andern Ufer die Häuser von Redlich, hell und freundlich in blühenden Gärten. Dahinüber geht es jetzt. Nach der Romantik will der Körper sein Recht — und dröben am Wasser im Wirtschaftsgarten winkt frohe Lust und feischer Trunk. —

### Humoristisches.

— Eine angenehme Gesellschaft. „Wann gehen Sie denn, Herr Schmausfel, jetzt alleweil nur noch zum Finkenbräu?“ „Ja, wissen S', da hab' ich a' angenehme Gesellschaft 'trossen: 'n Herrn Verwaller und 'n Herrn Apotheker — die red'n alle zwei nig den ganz'n Abend, und da hab' i' nacha mei' Ruh'!“ —

Wescheiden. „... O, wenn Sie glauben, Sie allein hätten Abenteuer erlebt, da sind Sie im Irrtum... zu mir hat auch 'mal einer „kleiner Käfer“ gesagt!“ —

### — Entschuldigungsschreiben.

Herrn H. Zwinger u. Co., Menageriebesitzer, Wohlgebornen. Ihrer letzten Sendung an Ihre sehr gesch. Firma wurde irrtümlich ein afrikanischer Elefant beigegeben, den Sie uns umgehend retournieren wollen.

Indem wir Sie höflichst bitten, das kleine Versehen zu entschuldigen, zeichnen wir

Schuldungslos:  
J. Fangeisen, Tierhändler  
in Vombo, West-Afrika. —  
(H. Vl.)